

20]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

Unter-Richtzeit.

Die Kommission ist eingetroffen. Als Hauptzeugen waren vorgeladen: Lorenz Bissinger, der Sohn des erkrankten, durch das Haberfeldtreiben so schwer geschädigten Hochbräu Bissinger, — ferner August Gemming, Schriftsteller und Premierlieutenant außer Dienst, Herr Pfarrer Zwänger und Herr Doktor Bördorer von hier. Lorenz hat auf grund seiner nahen Verwandtschaft als Sohn des Bissinger den Zeugeneid, beziehungsweise Handschlag verweigert. Der Untersuchungsrichter hat ihn bei der Einvernahme darüber belehrt, daß der Sohn das Recht habe, in Streitfachen des Vaters die Zeugenschaft abzulehnen, und Lenz hat ohne Befinden von diesem Recht Gebrauch gemacht. — So ist ihm doch die eine furchtbare Nothwendigkeit erspart, deren Gespenst ihn unablässig verfolgte und fast zur Verzweiflung trieb: die, zu schwören, oder zu bekennen.

Eine endlose Untersuchung mit einer Masse von inkompetenten Zeugen, fast das ganze Dorf — erfolgt und ohne jedes Resultat, wie immer. — Da hilft kein Drohen, kein Bitten — das Geheimniß der Haberer bleibt undurchdringlich. Selbst ihre erbittertesten Feinde — im Moment, wo es gilt vor Gericht gegen sie auszusagen, stellen sich auf ihre Seite und vertuschen alles. So groß ist die Macht und das Ansehen dieses Bundes, daß der Nichtbetheiligte lieber jede Strafe auf sich nehmen will, als die Rache der Haberer. Und doch ist es nur eine moralische Macht, die sie ausüben, denn sie schädigen niemanden materiell. Sie greifen nur schonungslos den Leuten ins Gewissen, sie decken auf, was verborgen bleiben möchte und halten dem Laster einen Spiegel vor, in dem es sich zur Frage verzerrt sieht.

„Da hält alles zusammen!“ sagt der Untersuchungsrichter, „das Verfahren wird geschlossen werden müssen aus Mangel an Beweisen für die Schuld der einzelnen.“

Die Kommission erhebt die Anklage auf „Störung des öffentlichen Friedens“ — mit unbezweifelbarem Recht. Ein Massentreiben, wie noch keines war, Brandstiftung, Verhöhnung der Geistlichkeit, — offener Aufruhr mit der Waffe in der Hand — Gewalt und Todtschlag! Siebt es noch ein Verbrechen, was zur Vervollständigung des Begriffs Landfriedensbruch fehlte? Sicher nicht — die Thaten sind alle erwiesen, nur die Thäter nicht zu ermitteln. Es muß also zu einem summarischen Verfahren geschritten werden und in diesem Anbetracht, sowie als Strafe für die Hartnäckigkeit der Bevölkerung in der Verweigerung jeder Aussage, wird einstweilen über den ganzen Ort Zwangseinquartierung verhängt. Damit ist der Ort zu grunde gerichtet. — So sind denn die Unschuldigen mit den Schuldigen bestraft. — Die moralischen Urheber des ganzen Unglücks jedoch, die, — der eine durch Unredlichkeit, der andre durch Härte und Kälte —, die Leute so weit gebracht, bis das Maß überlief, diese sind natürlich die Märtyrer des Tags, die bedauernswerthen Opfer brutaler Willkür, und man ist ihnen eine exemplarische Genugthuung schuldig.

Nur einer ist da, der den Muth hat, dem Untersuchungsrichter die Verhältnisse wahrheitsgemäß darzulegen und für die Haberer einzutreten. Gemming! Aber was ist das Zeugniß des verrufenen Mannes, wo solche Thaten sprechen? Nicht mehr und nicht weniger als die Stimme der Krähe, die der anderen die Augen nicht ausschaut! — Das thut dem Gemming am meisten, daß man den Freunden nichts mehr nützen kann, wenn man das Ansehen verlor! Bevor man ihn vernahm, hoffte man, von ihm wenigstens einen Theil der Wahrheit zu erfahren, das heißt dessen, was man für Wahrheit hielt. — Er sagte auch die Wahrheit, aber in ganz anderm Sinn. Eine brauchbare Aussage ist von ihm nicht zu bekommen, — das heißt eine solche, die sich gegen die Haberer verwerthen ließ. Ebenso wenig vom Doktor. Nun ist man ausschließlich auf das Zeugniß des Herrn Pfarrers Zwänger an-

gewiesen, der mit größter Ruhe und Objektivität die vernichtendsten Argumente gegen das ganze Habererwesen vorbringt. — Er ist also fast der einzige Belastungszeuge, mit Ausnahme der Gendarmerie, und man setzt nun die letzte Hoffnung auf die später in München stattfindende Vernehmung des gefangenen Haberers, Sebald Almeyer, nach den Rapporten ein schwächlicher, schüchtern Mensch, der nicht einmal versucht habe, seine Schuld zu leugnen und noch weniger den Muth haben würde, den Untersuchungsrichtern die geforderten Aufschlüsse zu verweigern.

So verläßt die Kommission, unbefriedigt über die geringen Resultate und aufs höchste erbittert über die „Verlogenheit dieser Bevölkerung“ den Ort. — „Auch der Lorenz — vom Hochbräu — spielte eine sonderbare Rolle. Ein Sohn, der nicht mit Freunden die Gelegenheit ergreift, für seinen Vater Zeugniß abzulegen! Und doch soll er ein vortrefflicher Sohn sein, der den Alten aufopfernd pflegt. Es ist also gar nicht zu erklären!“

„Ja, das wird noch was kosten, bis dieses Habererwesen aufgehört ist!“

So sagen die Herren im Vorbeifahren und schauen zerstreut hinauf nach dem hübsch gelegenen, kleinen Häuschen dort oben am Berghang, wo Wiltraud den Habermeister pflegt. Aber die Hoffnung auf die Geständnisse des Sebald hat die Herren ebenfalls getäuscht. Mit der größten Bescheidenheit und Sanftmuth erklärt er bei den Verhören, nichts auszusagen, als was seine Schuld beträfe, die er keinen Augenblick leugne. Auf die Vorstellung des Untersuchungsrichters, daß er durch ein umfangreiches Bekenntniß über seine Mitschuldigen u. s. w. seine Lage bedeutend verbessern und sein Strafmaß verringern werde, zuckt er verlegen die Achseln und betheuert, er könne nichts weiter sagen!

Das Urtheil wird gesprochen, und Sebald erhält eine Gefängnißstrafe von ein und ein halb Jahren, wegen „Störung des öffentlichen Friedens“. Mildernde Umstände werden in Hinsicht auf seine Verweigerung jeglicher vom Gericht verlangter Aufschlüsse nicht angenommen.

Eine schwere Zeit steht wie eine Gewitterwolke über dem Dorf und der todten Mühle. Wiltraud sieht niemanden, als die wenigen, die zu ihrem Kranken kommen, und so ziehen die Ereignisse an ihr vorüber wie eine Gefahr an einem Schlummernden vorbeigeht. — Aber die Stunde des Erwachens naht auch ihr.

Bisher hat nichts sie in ihrem Liebeswerk, an ihrem Pflegling, dem Habermeister, gestört. Indessen hat es Lenz mit Hilfe der Haberer und ihrer gewohnten List und Schlaueit durchgesetzt, das kleine Anwesen für Wiltraud zu retten, und eines Tages kommt der Rugmeister voll Freude und überbringt ihr den zerrissenen Schuldschein vom Bissinger. „Die Haberer haben zusammengelegt und die Hypothek abbezahlt. Nun gehört das Haus wieder ihr!“ Mehr sagt man ihr nicht und braucht sie nicht zu wissen. — Wiltraud in ihrer natürlichen Bescheidenheit und Rechtlichkeit — weiß sich nicht zu helfen. Mit tiefer Beschämung und widerstrebend fragt sie: „Wie komm' i zu so 'ma G'schent?“ und nur der Gedanke, daß es geschah, um dem Verwundeten das schützende Asyl zu sichern, erklärt ihr die Sache. — Und noch einer braucht die Heimath ja so nothwendig, — ihr Bruder, wenn er, — Gott weiß wie elend, zurückkommt! Ja es ist eine große, unverhoffte Wohlthat, und sie nimmt sie an. „I will's Euch an Eurem Kranken vergelten, z'tausendmal, — sonst kann i Euch ja nig thun!“ sagt sie einfach. Und sie hält Wort.

Der Habermeister fängt an, sich unter ihrer Pflege zu erholen. Die Heilung schreitet normal fort, und es ist ihr einziger Trost, zu sehen, daß sie dem Unglücklichen seine furchtbare Lage erleichtert, daß sie ihn in mancher Stunde der Muthlosigkeit vor Verzweiflung rettet. Die Seele des Mannes ist bedenklich umdüstert, und Wiltraud sowohl wie den Arzt beangstigt seine fast übernatürliche Ruhe und sein Schweigen. Auch daß er immer abwehrt, wenn Wiltraud seiner Frau schreiben will, zu kommen und nach ihrem Mann zu sehen, ist auffallend. Nur wenn er ganz allein mit Wiltraud ist, und sie ihm in ihrer schlichten Art vom Vater und Bruder erzählt, — oder von ihrem Bögelen und von der Geiß, die so geschicklich ist und sich immer am Fenster meldet, wenn die Stallthür zu ist, — da fliegt manch-

mai ein Lächeln über sein Gesicht und seine dunklen Augen ruhen mit stiller Rührung auf ihr. — Wenn der Arzt in solcher Stunde kommt, da geht sein Puls ruhig, aber sowie Wiltraud das Zimmer verläßt, wird er nervös und unruhig. — Wie unentbehrlich ist sie ihm aber auch! — Er kann sich ja gar nicht helfen, ohne sie, mit der einen Hand. Wenn sie da ist, fühlt er es nicht so bitter, weil sie ihn in allem unterstützt. Sie giebt ihm zu essen wie einem Kind — sie merkt jeden Wunsch, ehe er ihn ausspricht, und so freundlich und freudig thut sie alles, daß es ihm nie peinlich zu sein braucht. — Nur wenn er eine Weile allein ist, übermannt ihn das Gefühl seiner Hilflosigkeit, und kommt sie dann wieder herein, so findet sie ihn so düster vor sich hinstarrend, daß ihr Angst und bang um ihn wird.

„I mein immer, er überträgt's nit!“ sagt Wiltraud eines Tages zum Doktor.

Dieser zuckt die Achseln: „Das dumpfe Brüten gefällt mir auch nicht. Mir wär's lieber, er klagte und schimpfte. — Nacht er denn auch nicht, wenn der Gemming ihm seine Schnurren vormacht?“

„Nein, nie!“

„Das ist freilich schlimm. Machen wir, daß wir ihn sobald wie möglich nach Haus zu Weib und Kind bringen.“

„O mei, Herr Doktor, da wär's eh' nit g'holfen,“ sagt Wiltraud bedrückt: „I mein' alleweil, die Leben nit recht gut mit'ander. I hab' neulich g'sehen, wie ihm der Rugmeister seine Kleider und Wäsch bracht hat — da war a Brief derbei. Der Rugmeister hat'n ihm aufg'macht. Mit der linken Hand hat er'n g'halten und die hat ganz zittert wie er'n g'lesen hat. Dann hat er'n mit die Zäh'n und der eine Hand in Fesseln g'rissen und 'm Rugmeister geb'n zum verbrenne! Döss soll' doch nit sein, wenn d' Leut anand' gern hab'n?“

„Freilich nicht!“ lächelt der Doktor — denn auch er kann sich eines Lächeln des Entzückens nicht erwehren, wenn er das wundervolle Geschöpf ansieht. Wie sie da vor ihm steht in ihrer milden und doch so unnahbaren Frauenvürde! Ein vollentfaltetes Weib, eine keimende Welt von Kraft und Liebesfülle im Busen und doch ein Kind an Unschuld und Einfachheit — und so schön dabei — so ahnungslos schön — mit dem schlanken Kopf auf dem stolzen Nacken und den großen, traurigen Kehagen. Der Doktor muß es unwillkürlich bewundernd denken, während er das Mädchen so anschaut. Dann sagt er kopfschüttelnd: „Es ist doch besser, wenn der Mann wieder in seine Gewohnheit kommt!“

„Wie S' meine, Herr Doktor,“ antwortet Wiltraud bereitwillig. „Mir thut's leid, wann i ihn hergeb'n muß und er vielleicht nicht gut 'pfelegt wird daheim. Ihna würd's auch leid thun, wann S' 'n Patienten, mit dem S' Ihna recht Müah geb'n hätt'n, 'ma anderen Arzt überlassen müßten, wo S' nicht sicher wären, ob er Ihna nit verderbt, was Sie guat g'macht hab'n!“

„Ja, da haben Sie recht, Wiltraud.“

„No seht's, so ist's mir. Er wird mir scho recht abgehen, — aber ganz wie S' wollen. Wann soll er denn furt?“

„Wenn die Heilung so weiter schreitet, können wir ihn bis in acht oder zehn Tagen entlassen!“

Als Wiltraud nach dieser Unterredung, die wie immer vor der Thür des Patienten gehalten wurde, zu ihm hineinkommt, findet sie ihn leichenblaß und seine eingesenken Augen leuchten fieberhaft.

„Also jetzt muß i mi an den Gedanken g'wöhne, daß i heimg'schickt werd — Wiltraud?“

„Habt's g'hört, was wir g'redt haben?“

„Ja!“ sagt der Mann und dem Mädchen schaudert vor seinem Ausdruck. „No Des werd's Ent auch freuen, wann's wieder zu die Kinderln hoam kimmt's?“ sagt sie, sich zum Lächeln zwingend.

Tenner schaut lange zu Boden, dann schlägt er die Augen wieder auf und bestet sie auf das Mädchen. „Wißt, Wiltraud, döss ist so: hier mein' i — i sei neugeboren und sei halt nur mit ein' Arm auf d' Welt komme, — und müßt's nit anders! Aber daheim, wo i als a ganzer Mensch g'lebt hab', da kann i mich nimmer als a halber eing'wöhne!“

Wiltraud schweigt, denn sie kann nicht lügen und sie fühlt ja, wie schrecklich wahr das ist.

„Und wißt's, Wiltraud,“ fährt er fort, „so lang i bei Euch war, hab' i au mein' Arm nit vermisst. — Des hab't's es ja nie dazu komme lassen. — Aber ohne Euch bin i der elendste Krüppel auf'm Erdsboden — da ist a jed's ang'schossen

Stück Wild besser dran, was wenigstens in Ruh' verenden kann, wenn sich's wo verjchließt!“

Wiltraud fühlt den grenzenlosen Schmerz, der durch diese Worte zuckt. Sie nimmt seine Linke in die Hand und prüft ängstlich den Puls. „O, lieber Gott, Poschinger. Des müßt's Euch nit so aufregen, sonst kriegt's wieder 's Fieber. I bitt' Euch — da muß i ja weine!“

„Wiltraud!“ schreit es plötzlich aus der tiefsten Seele des Mannes auf, — er läßt sich vom Stuhl auf die Knie herabgleiten. „Wiltraud, — verzeih' mir, — i kann nimmer leben ohne Dich!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8) Das alte Mädchen.

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Franz Hofen.

O! Ihr lieber Gott war ein Biedermann, eine Art Dorfphilosoph ohne große Mittel und ohne große Macht, denn sie stellte sich ihn stets betrübt über ein Unrecht, das vor seinen Augen begangen worden wäre, vor, — als ob er es nicht hätte hindern können.

Uebrigens stand sie mit ihm im besten Einvernehmen und schien selbst Vertraute seiner Geheimnisse und seines Kammers zu sein. Sie sagte „Gott will“ oder „Gott will nicht“ wie ein Unteroffizier, der einem Rekruten sagt: „Der Herr Oberst hat befohlen.“

Sie beklagte von Grund ihres Herzens aus meine Unwissenheit in bezug auf die himmlischen Weisungen und suchte mich mit aller Macht aufzuklären; jeden Tag fand ich in meinen Taschen, in meinem Hut, wenn ich ihn am Boden liegen ließ, in meinem Malakasten, in meinen Schuhen, die ich morgens zum Putzen vor meine Thüre stellte, die kleinen Pietätsbrochüren, die sie ohne Zweifel direkt aus dem Paradies empfing.

Ich behandelte sie wie eine alte Freundin mit herzlichem Freimuth. Aber bald merkte ich, daß sich in ihrem Benehmen etwas geändert hatte. Ich hatte in der ersten Zeit nicht so genau darauf geachtet.

Wenn ich arbeitete, sei's im Grunde meines Thales, sei's an einem Kreuzweg, sah ich sie plötzlich auftauchen; sie kam mit ihrem raschen rhythmischen Schritt daher. Sie setzte sich hastig, außer Athem, als ob sie rasch gelaufen wäre, oder eine tiefe Erregung sie beherrschte. Sie war sehr roth, englisch roth, wie es kein anderes Volk besitzt; dann wurde sie ohne äußere Veranlassung blaß, erdsahl und schien die Bestimmung zu verlieren. Allmählig indeß sah ich, wie sie ihren gewöhnlichen Ausdruck annahm; dann begann sie zu sprechen.

Drauf hörte sie plötzlich mitten in einem Satze auf, stand auf und eilte so rasch und merkwürdig fort, daß ich suchte, ob ich nichts gethan hätte, was ihr hätte misfallen oder sie beleidigen können.

Schließlich glaubte ich, es seien ihre gewöhnlichen Mäuren, die sie offenbar in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft mir zu Ehren etwas modifizirt hatte.

Wenn sie nach der Wirktschaft nach stundenlangem Gehen längs der windgepeitschten Küste zurückkehrte, waren ihre langen in Spiralen gedrehten Haare aufgelöst und hingen herab, als ob ihre Stütze zerbrochen wäre. Früher kümmerte sie sich nicht weiter darum und kam so zum Essen ohne Ziererei, so sehr sie auch ihre Schwester, die Windsbraut, zerkaust hatte.

Jetzt stieg sie nach ihrem Zimmer herauf, um, was ich ihre Lampengläser nannte, in Ordnung zu bringen. Und wenn ich ihr eine vertrauliche Galanterie, die sie sonst immer verlehnte, sagte: „Sie sind heut schön wie ein Stern, Miß Harriet“, stieg ihr sogleich etwas Blut in die Wangen, das Blut eines jungen Mädchens, das Blut von fünfzehn Jahren.

Dann wurde sie wieder ganz wild und ging nicht mehr mit, wenn ich malte. Ich dachte: „Das ist eine Krise und wird vorübergehen.“ Aber es ging nicht vorüber. Wenn ich jetzt mit ihr sprach, antwortete sie mit gemachter Gleichgültigkeit oder tiefer Erregung. Sie war brüsk, ungeduldig, nervös. Ich sah sie nur noch bei den Mahlzeiten, auch sprachen wir nicht mehr. Ich dachte, ich hätte sie wirklich mit etwas schwer getränkt und fragte sie eines Abends: „Miß Harriet, warum sind Sie jetzt anders gegen mich wie früher? Was habe ich gethan, das Ihr Mißfallen erregt hat? Sie machen mich besorgt!“

Sie antwortete mit komisch ärgerlicher Betonung: „Ich sein immer mit Sie derselbe wie früher. Das sein nicht wahr, nicht wahr.“ lief fort und schloß sich in ihrem Zimmer ein.

Manchmal sah sie mich eigenthümlich an. Ich habe mir oft seit jener Zeit gesagt, daß die zum Tode Verurtheilten so aussehen müssen, wenn man ihnen ihr letztes Stündchen ankündigt. In ihrem Auge war eine Art Irrsinn, ein geheimnisvoller bestiger Irrsinn und noch etwas anderes, ein Fieber, eine rasende Sehnsucht, ungeduldig und ohnmächtig nach etwas Unerfülltem und Unerfüllbaren sehnd. Und es schien mir auch, daß in ihr ein Kampf vor sich ging, in dem ihr Herz gegen eine unbekannte Kraft, die sie zwingen wollte, stritt und vielleicht noch etwas . . . Was weiß ich? Was weiß ich?

III.

In seltsamer Weise erfuhr ich Aufklärung.

Seit einiger Zeit arbeitete ich jeden Morgen von Sonnenaufgang an, an einem Bilde mit folgendem Sujet:

Ein tiefer Hohlweg, eingeschlossen und beherrscht von zwei Abhängen, von Brombeersträuchern und Bäumen bewachsen, dehnte sich verloren, getaucht in jenen milchigen Nebel, der wie Watte bei Tagesanbruch zuweilen über den Thälern dahinfluthet. Und mitten in diesem weiten durchsichtigen Dunstmeer sah man, oder vielmehr errieth man, wie ein Menschenpaar, ein Bursche und ein Mädchen, daherkamen. Sie umarmten, umschlangen sich, sie hatte das Köpfchen an ihn gelehnt, er neigte sich zu ihr, Lippe ruhte auf Lippe.

Der erste Sonnenstrahl gleitet durch die Zweige und durchdringt den Morgennebel, er beleuchtet ihn hinter den ländlichen Liebenden mit einem rothigen Widerschein. Weit läßt er ihre Schatten in die silberne Klarheit dringen. Es war gelungen, auf Ehre, sehr gut gelungen.

Ich arbeitete an dem Abhang der nach dem kleinen Thale von Stretat führt. Am dem Morgen hatte ich Glück, der Nebel, den ich brauchte, schwebte in der That über dem Hohlweg.

Etwas richtete sich vor mir, wie ein Phantom auf, es war Miß Harriet. Als sie mich sah, wollte sie fliehen. Aber ich rief sie und schrie: „Kommen Sie, kommen Sie doch her, gnädiges Fräulein, ich habe ein Bildchen für Sie.“

Sie näherte sich wie bedauernd, daß sie nur herankommen müsse, um nicht unhöflich zu erscheinen. Ich hielt ihr meine Skizze hin. Sie sagte nichts, sondern sah es lange schweigend an, dann brach sie jäh in Thränen aus.

Sie weinte nervös und krampfhaft wie Leute, die lange gegen Thränen angekämpft haben, die sich nicht länger halten können und sich gehen lassen, obwohl sie noch Widerstand leisten. Ich sprang hastig auf, selbst bewegt von dem Kummer, den ich nicht begriff, und nahm ihre Hände in einer Anwendung kräfter Jumeigung, einem echt französischen Zuge, denn unsere Landsleute handeln schneller als sie überlegen.

Sie ließ einige Augenblicke ihre Hände in den meinen, und ich fühlte sie zittern, als ob alle ihre Nerven in Aufruhr wären. Dann zog sie sie jäh zurück oder vielmehr entriß sie mir.

Ich hatte dies Zittern wieder erkannt, da ich es schon gefühlt hatte; und nichts konnte mich darüber täuschen. Ach! Das Liebesbeben eines Weibes, ob sie nun fünfzehn oder fünfzig Jahre hat, ob sie dem Volke oder der guten Gesellschaft angehört, geht mir so gradaus zum Herzen, daß ich es stets ohne Högern erkenne.

Ihr ganzes armes Wesen schien verwirrt, in Aufruhr, ohnmächtig, überwältigt. Ich mußte es. Sie ging fort, ohne daß ich ein Wort gesagt hatte, und ließ mich verwundert wie vor einem Räthsel und verwirrt als ob ich ein Verbrechen begangen hätte.

Zum Dejeuner kehrte ich nicht zurück. Ich machte einen Spaziergang an Felsenufer und hatte ebensoviele Lust zum Weinen wie zum Lachen, da ich das Abenteuer komisch und beklagenswerth fand, mich lächerlich fühlte und sie unglücklich zum Wahnsinnigwerden wähnte.

Ich fragte mich, was ich thun solle.

Ich war der Ansicht, daß ich nur noch abreisen könnte, und entschloß mich sogleich kurz dazu.

Nachdem ich bis zum Diner herumgestreift war, kehrte ich zur Essenszeit etwas traurig und träumerisch zurück.

Man setzte sich wie gewöhnlich zu Tisch. Miß Harriet war da, aß bedächtig, ohne mit irgend jemand zu sprechen oder auch nur die Augen zu erheben. Im übrigen war ihr Gesicht und ihr Wesen wie sonst.

Ich wartete bis zum Schluß der Mahlzeit, dann wandte ich mich an die Wirthin. „Frau Lecacheur, ich kann mit meiner Abreise nicht länger verziehen.“

Die gute Frau rief erstaunt und ärgerlich mit ihrer schleppenden Stimme: „Was sagen Sie da, mein Herr! Sie wollen uns verlassen! Wir waren schon so sehr an Sie gewöhnt!“

Ich sah aus einer Ecke Miß Harriet an, sie hatte nicht gezittert. Aber Céleste, die kleine Jungfer, hob die Augen nach mir. Es war ein dickes Mädels von achtzehn Jahren, roth, frisch, stark wie ein Pferd und, was selten ist, blitzsauber. Ich umarmte sie zuweilen in allen Ecken, aus alter Herbergsgast-Gewohnheit, weiter nichts.

Und das Essen ging zu Ende.

Ich zündete mir unter den Apfelbäumen eine Pfeife an und ging kreuz und quer von einem Ende zum anderen. Alle die Betrachtungen, die ich am Tage angestellt hatte, die seltsame Entdeckung vom Morgen, diese groteske, leidenschaftliche Liebe zu mir, die Erinnerungen, die mir in Folge dieser Erkenntniß gekommen waren, reizende, verwirrende Erinnerungen, vielleicht auch der Blick, den mir die Magd bei der Ankündigung meiner Abreise zugeworfen, alles das zusammen vermengt, erregte jetzt ein übermüthiges Gefühl in meinem Körper, ein Prickeln von Rippen auf meinen Lippen und in meinen Adern das gewisse Etwas, das uns Tollheiten machen läßt.

Die Nacht kam. Ihre Schatten glitten unter den Bäumen, und ich bemerkte Céleste, die den Hühnerstall auf der anderen Seite der Umfriedung schließen ging. Ich stand behutsam auf und ließ ihr vorsichtig, damit sie nichts merkte, nach. Als sie aber wieder erschien, nachdem sie die kleine Treppe, auf der die Hühner aus und ein

gehen, entfernt hatte, ergriff ich sie und überschüttete ihr großes dickes Gesicht mit einem Regen von Liebstosungen. Sie wehrte sich lachend: sie war an dergleichen gewöhnt.

Warum ich sie heftig zurückgestoßen habe? Warum ich mich jählings umwendete? Wie konnte ich fühlen, daß jemand hinter mir sei?

Es war Miß Harriet, die zurückkam und uns gesehen hatte und die unbeweglich wie vor einer Geisteserscheinung stehen blieb. Dann verschwand sie in der Nacht.

Ich ging verwirrt voll Scham ins Haus, verzweifelter, so von ihr überrascht worden zu sein, als wenn sie mich ein Verbrechen begehen gesehen hätte.

Ich schlief schlecht, äußerst nervös gepeinigt von trüben Ahnungen. Ich glaubte meinen zu hören. Ohne Zweifel täuschte ich mich. Mehrmals glaubte ich, man ginge im Hause herum und öffne die Außenthür.

Gegen Morgen übermannte mich die Müdigkeit, und ich fiel endlich in Schlaf. Ich wachte spät auf und zeigte mich erst zum Dejeuner, noch immer verwirrt, da ich nicht wußte, was für ein Gesicht ich machen sollte.

Man hatte Miß Harriet noch nicht gesehen. Man wartete auf sie, aber sie kam nicht. Mutter Lecacheur ging in ihr Zimmer, aber die Engländerin war fort. Sie mußte vor Tagesanbruch fortgegangen sein, wie sie oft that, um den Sonnenaufgang zu sehen.

Man wunderte sich also nicht und setzte sich schweigend zum Essen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Die durch das Lesen erzeugte Müdigkeit und Anstrengung der Augen ist von Harold Griffing und J. Franz zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht worden. Auf Grund derselben hat es sich ergeben, daß der Haupteinfluß in dieser Hinsicht in den Dimensionen der Zeichen zu suchen ist, und zwar ist es nicht ratsam, Buchstaben und Zeichen unterhalb der Minimalgröße von 1,5 Millimetern zu wählen, da das Auge sonst ungemein rasch ermüdet. Die Stärke der Belichtung hat beim Tageslicht keinen wesentlichen Einfluß. Ist jedoch die zur Beleuchtung zur Verfügung stehende Lichtquelle geringer als zehn Normalkerzen, so tritt eine unzüchtige Wirkung ein, welche bedeutend einflussreicher ist als die von den Zeichendimensionen abhängige, und es läßt sich eine Helligkeit von etwa 100 Normalkerzen als eine besonders vortheilhafte betrachten. Das weiße Licht ist dem gelben Licht bei der künstlichen Beleuchtung vorzuziehen, ebenso wie die Verwendung von weißem Papier als das vortheilhafteste anzusehen ist. Die Form der Buchstaben und Zeichen hat sich als weniger einflussreich erwiesen als ihre Stärke. —

Literarisches.

n. Zütke, Gustav: „Entehrt.“ Modernes Drama in 3 Aufzügen. Magdeburg, 1897. Waltherr Niemann. — Der Polizeipräsident einer Provinzialhauptstadt hat wegen einiger im Uebereifer begangener Geschwindigkeiten eine Rüge erhalten. Das betreffende, geheime Aktenstück ist auf den Schreibtisch eines freistündigen Redakteurs geworfen worden, der es der Oeffentlichkeit übergeben will. Der Stellvertreter des Polizeipräsidenten, ein heimlich mit der Tochter jenes Redakteurs verlobter Baron, erhält durch seine Braut Nachricht von diesem Vorhaben und zwar in dem Augenblicke, wo er im Begriff ist, sein heimliches Verlöbniß zu einem öffentlichen zu machen und wo ihm der Zufall ein Schriftstück in die Hände gespielt hat, aus dem hervorgeht, daß der zukünftige Schwiegervater vor 40 Jahren wegen einer aus Noth begangenen Urkundenfälschung mit 8 Tagen Gefängniß bestraft worden ist. — Aus diesen Begebenheiten hat der Verfasser ein spitzfindig ausgeklügeltes, aber nicht ungeschickt inszenirtes Drama geschaffen, das jedoch nie erschütternd wirken wird, weil ihm jede innere, logische Wahrscheinlichkeit fehlt. Der Konflikt ist künstlich geschaffen. Wenn die auftretenden Personen nicht fast sämtlich Gespenster sähen und nur einigermaßen mit Ueberlegung handelten, mußte die Geschichte trotz der Standes- und Parteivorurtheile das gemüthlichste Ende nehmen. Für die Tragik dieses „Entehrt“ fehlt einem anderen Menschen jedes ernsthafte Verständniß. —

Theater.

— Ludwig Fulda's neues einaktiges Lustspiel „Läßige Schönheit“ wurde vor einigen Tagen in Stuttgart zum ersten Male aufgeführt. Es soll freundlich aufgenommen worden sein.

Erziehung und Unterricht.

— Der Ausschuß, den die Leipziger Universitäts-Professoren zur Veranstaltung von Hochschulvorträgen für jedes Mann eingesezt haben, erstattet soeben seinen ersten Bericht. Danach sind 12 Vorträge veranstaltet worden, die von insgesamt 10 546 Hörern besucht wurden. Die Vorträge hielten elf Professoren und ein Privatdozent. Es wurden 650 Serienkarten, für alle Vorträge, ausgegeben, außerdem für jeden Vortrag Einzelkarten, deren Anzahl zwischen 500 und 850 schwankte. Die Serienkarten kosteten 1 Mk., die Einzelkarten 10 Pf.; beide waren nur im Vorverkauf zu haben. Die Kontrolle und Abnahme der

Karten war 20 Studirenden anvertraut. Alle Vorträge sollten in dem der Universität gehörigen Spermatischen Spektatorium stattfinden, das vom Kultusministerium zur Verfügung gestellt war; auch wollte das Ministerium unentgeltlich für Heizung und Beleuchtung sorgen. Indessen erwies sich der nur 450 Personen fassende Raum als viel zu klein, und man wandte sich nun an den Direktor des Karola-Theaters. Dieses Theater, das bei einer ausgezeichneten Musik 1150 Personen aufnimmt, war fast immer bis auf den letzten Platz gefüllt. Der besuchteste Vortrag (mit etwa 1250 Zuhörern), der ausnahmsweise im Theatersaal des Krystallpalastes stattfand, war der von Professor Sohn über den Dienstvertrag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Die Einnahmen aus dem Kartenverkauf betragen 1284,60 M., die gesammten Ausgaben dagegen nur 1071,51 M. —

Archäologisches.

— Im heiligen Bezirk von Eleusis (Griechenland) wurde in letzter Zeit an verschiedenen Stellen eine Anzahl rothfiguriger Vasenscherben gefunden, die jetzt von P. Hartwig in Dresden zu einer Komposition vereinigt worden sind, die das überraschende Ergebnis gehabt hat, daß wir in ihr, wie Hartwig im neuesten Hefte der „Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts Athen. Abth.“ berichtet, zum ersten Mal eine groß angelegte, figurenreiche Darstellung des Raubes der Proserpina aus älterer Zeit erhalten haben. Das Gefäß, dem die einzelnen Scherben angehören, war ein großer Becher, der in vollständigem Zustande eine Höhe von etwa 25 Zentimeter erreicht haben mag, und stammt aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Während die bisher einzige unbestrittene Darstellung der Entführung der Proserpina durch Pluto auf einem Gefäß einheimischer griechischer Arbeit — es ist dies die nolanische Amphora in Neapel — nichts weiter als eine der lahmen Verfolgungsszenen ist, die in späterer Zeit bis zur Ermüdung wiederholt wurden, haben wir hier ein wirkliches Bild, einen mit Lebendigkeit erfaßten Vorgang, Stimmung in den Figuren und eine wohl abgewogene Vertheilung. Eine besondere Bedeutung erhält das Vasenbild mit dem Raube der Proserpina noch dadurch, daß es dem heiligen Bezirke der großen Göttinnen in Eleusis selbst entstammt, daß es dort als ein Weihegeschenk von den Händen einer gewissen Anthippe niedergelegt war, deren Namen uns der Fuß des Gefäßes erhalten hat. Im eleusinischen Bilderkreise dürfte dieses aus Trümmern wiedergewonnene Bild durch die Schönheit seiner künstlerischen Ausführung und die Klarheit der Exposition weitaus die erste Stelle einnehmen. —

Aus dem Thierleben.

— Der Gesicht- und Farbensinn der Spinnweben (Attidae), die oft außerordentlich mit Farben geschmückt auftreten, ist seit längerer Zeit von G. W. und E. S. Peckham, den erfolgreichsten Beobachtern dieser Spinnengruppe, studirt worden, und die Ergebnisse dieser durch acht Sommer an zwanzig verschiedenen Arten gemachten, nach vielen Hunderten zählenden Versuche sind nunmehr in den Berichten der Wisconsin-Akademie veröffentlicht worden. Die Bewegungen und Stellungen dieser Spinnen, die ihren Weibchen ihre oft metallisch schimmernden Zierathe von der günstigsten Seite zu zeigen suchen und dabei förmliche Tänze vollführen, sind wunderbar lebendig und ausdrucksvoll, auch ganz verschieden, wenn ein Männchen oder ein Weibchen in ihren Gesichtskreis tritt. Dadurch konnte vor allem auch die Gesichtswerte dieser vieläugigen Thiere festgestellt werden. Ihr Gesammtergebnis fassen die Beobachter in folgende Sätze zusammen: „Die Spinnweben (Attidae) erkennen ihre Beute (welche aus kleinen Insekten besteht), wenn dieselbe bewegungslos dafliegt, erst aus einer Entfernung von fünf Zoll, bemerken aber in Bewegung befindliche Insekten aus weit größeren Entfernungen; sie erblicken einander mit Bestimmtheit auf mindestens zwölf Zoll. Die Beobachtungen an geblendeten Spinnen und die zahlreichen Fälle, in welchen solche Thiere dicht bei einander gesetzt werden konnten, ohne einander wahrzunehmen, zeigten, daß die Gegenwart von Individuen des anderen Geschlechts nicht zu ihrem Bewußtsein kam, daß der Gesichtssinn und nicht der Geruch sie zu einander führt. Jeder andere Erklärungsversuch blieb unzureichend.“ — („Prometheus“.)

Technisches.

— Denaturirung von Salz und Spiritus. Prof. H. Erdmann in Halle wendet sich in einem Vortrag vor dem Sächsisch-Anhaltischen Bezirksverein deutscher Chemiker gegen die unwirtschaftliche und unangenehme, jetzt übliche Art der Denaturirung von Salz mit Eisenoxyd und Wermuth und von Spiritus mit Pyridinbasen. Beim Spiritus betragen die Kosten der Denaturirung an Ort und Stelle 10 bis 15 pCt. seines Werthes, beim Salz sind sie noch höher und hier spielt auch die Fracht für das zugefugte, unlösliche und unverdauliche Nichtsalz eine Rolle. Die technische Brauchbarkeit werde zudem, namentlich bei Spiritus, durch Zumischung von rohem Alkohol oder Pyridinbasen eingeschränkt, z. B. für Brennzwecke. Er empfiehlt zur Denaturirung Theerfarbstoffe, die bei ihrer außerordentlichen Farbekraft nur in sehr kleinen Mengen zugefugt zu werden brauchen. Beim Alkohol könne noch ein leicht erkennbarer, farblosler Stoff von hervorstechendem Geschmack, wie z. B. Formaldehyd, zugefugt werden. —

Humoristisches.

— Die „gute alte Zeit“. Wenn der Schulrath H. zur Besichtigung auf die mecklenburgischen Dörfer geht, fragt er auch die Leute gesprächsweise nach ihrem Lehrer. Bei einer solchen Gelegenheit entspann sich nun folgendes Gespräch: Schulrath: Wie süß ist denn mit Jagen nien Lehrer tofreden? Bauer: O, dat geht woll an. Aewer hit ward jo niz Rechts mehr in de Scholen lehr; bi mine Tiden was dat ganz anners. Schulrath: Na, wat hevt Ji denn liht? Bauer: Refen und Schriben und Katekissen und Gesang. Schulrath: Wo vel Stüer bethalt Ji denn? Bauer: Söhndörtig Marl. Schulrath: Und de Nahwer? Bauer: Söhntwintig. Schulrath: Un de anner Nahwer? Bauer: Ja, det is en riken Kirl; dei betahlt hundertunachteihn Marl. Schulrath: Ji hevt jo refen liht; nu seggt mi mal, wat betahlt Ji drei denn tofammen? Nach langem Schweigen kommt endlich und etwas jöggernd die Antwort: Ja, int Refen was ic man swad. Schulrath: Rikt mal, ic herw hier ne Jugabe kregen von Juge Gemeinde, dat kümt Ji mal vorlesen. Bauer: Aee — Schribens kann ic nich gaud lesen. Schulrath: Dor stahn ol Namens ünner un een Krüz? Wer is denn dat Krüz? Bauer: Ja — ja — dat Krüz dat bin ic. —

Vermischtes vom Tage.

— In Landsberg a. B. ist eine Wittve mit ihrer 16jährigen Tochter, mit der sie sich zusammengebunden hatte, in den Kanal gesprungen. Beide sind ertrunken. Die Tochter soll sich in einem Ladengeschäft etwas haben zu schulden kommen lassen. Der Prinzipal ließ sich von der Mutter 200 M. zahlen. Trotzdem wurde die Anzeige erstattet. Bei der todtten Frau fand man die Briefe, die sie während ihrer Brautzeit mit ihrem späteren Manne gewechselt, und Briefe von ihrem verstorbenen Sohne. —

— Ein Ostelbier soll unlängst vier Kameele haben kommen lassen, um sie vor den Pflug zu spannen. Wird er zu ihnen „Sie“ oder „Du“ sagen? —

— Liebenswürdig? In Salzburg wollten unlängst die „aufgelösten“ Eisenbahner eine Versammlung abhalten. Das dazu einladende Plakat war der Landesverwaltung zu scharf, sie setzte sich auf die Hosen und dichtete einen neuen Text. Der aber war wieder den Arbeitern zu zahm, und so war alle Liebesmüh für die Rab. —

— Auf dem Bahnhofe Oberhausen (Rheinprovinz) ist ein im Bau begriffener Lokomotivschuppen eingestürzt. Ein Arbeiter wurde erschlagen, einer schwer, drei andere leicht verletzt. —

— In Mistorf bei Schwaan in Mecklenburg erhängte sich der zwölfjährige Sohn eines Bahnwärters. Seine Mutter ist seit zehn Jahren krank, das Glend im Bahnwärterhaus grenzenlos. Das soll den stillen Jungen in den Tod getrieben haben. —

— Im israelitischen Spital zu Straßburg haben die Aerzte ihre Thätigkeit eingestellt, weil die Verwaltung auf Kosten der Kranken sparen wollte. —

— In einer abseits gelegenen dunklen Ecke des Chors der Franziskaner-Kirche in Waiken (Ungarn) fand man einen todtten Mönch. Der Mann hatte sich am 8. März in die dunkle Ecke zurückgezogen und war, wie eine von ihm stammende Inschrift besagt, freiwillig Hungers gestorben. —

— In Pariser Renaissance-Theater wird gegenwärtig ein Stück „Snobs“ gegeben. Bei dem Eingang zur Bühne drängen sich nun seit einiger Zeit reiche, dumme Jungen, um im dritten Akt als Statisten in dem „Bar“ zu dienen. —

— Warschau zählt gegenwärtig 630 000 Einwohner. —

— Auf Madagaskar herrscht die Rattenpest. Das hat auf der Insel Beforgnis deshalb hervorgernfen, weil die Rattenpest gewöhnlich der Bubonen-Pest voranzugehen pflegt. —

— Newport News (Virginia, Nordamerika), 27. April. Heute wüthete im hiesigen Hafen eine heftige Feuersbrunst. Zwei Landungsbrücken mit den dort gelagerten Waaren, ferner der englische Dampfer „Clintonia“ und der Bremer Segler „J. D. Bischoff“ mit einem Theile ihrer Ladung geriethen in Brand. Der gesammte Schaden wird auf 2½ Millionen Dollars geschätzt, darunter Getreide und Waaren im Werthe von 1 Million Dollars. Der Kapitän Kriete des „J. D. Bischoff“ erlitt schwere Brandwunden und drei Matrosen ertranken. Auch der norwegische Dampfer „Solveig“ erlitt schweren Brandschaden. —

ce. Eine Korruptions-Geschichte aus dem Staate New-York ist dieser Tage ans Licht gekommen. Ein gewisser Turner erhielt vor einiger Zeit das Amt eines Kastellans im Kapitol zu Albany. Als Besoldung bekam er 100 Dollars monatlich. Unter seiner Aufsicht arbeiteten sieben Schauerfrauen, von denen jede ein Gehalt von 50 Dollars für den Monat bezog. Bald nach seiner Installation brachte Turner seine Gattin in das Staatsgebäude, und diese bezog ein reguläres Monatsgehalt als Wäschrin. Ihr folgten die Töchter und Schwestern Turner's, welche ebenfalls 50 Dollars monatlich bezogen. Dasselbe war mit zwei Dienstmädchen Turner's der Fall, die jetzt angegeben haben, sie hätten nie einen Besen im Kapitol angerührt, sondern bloß als Dienstmädchen in der Turner'schen Familie fungirt und dafür je 15 Dollars monatlich erhalten, während Turner sich aus der Staatskasse 100 Dollars für die Mädchen auszahlen ließ. —